

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Wie überwintern die Gewächse?

Es ist eine bekannte Thatsache, daß alle Flüssigkeiten, welche in den Pflanzen vorkommen, bei heftigem Froste gefrieren, und da ein großer Theil der Pflanzensäfte aus Wasser besteht, so läßt sich erwarten, daß das Wasser, welches bei seiner Verwandlung in Eis einen größeren Raum einnimmt, als vorher, beim Gefrieren die Gefäße der Pflanzen zerreißt und so die Organe, worin es eingeschlossen war, vernichtet. Die Erfahrung bestätigt jeden Winter diese Ansicht, und es entsteht nun die Frage, wie es kommt, daß nichtsdestoweniger eine sehr große Anzahl von Pflanzen unsere Winter überdauert und im Frühlinge wieder zu neuem Leben erwacht.

Bei den Holzpflanzen ist diese Erscheinung am leichtesten zu erklären. Wenn nämlich im Herbst die Temperatur allmählig kälter wird, so wird die Circulation der Säfte in den feineren Verzweigungen allmählig träger, und bei sehr strenger Kälte findet vielleicht nur eine schwache Durchsickerung derselben Statt, wenn nicht gar ein völliger Stillstand eintritt. In Folge dieser Herabstimmung der Lebensthätigkeit fallen die der Peripherie angehörenden Blätter ab. Nur die sehr saftarmen Blätter der Nadelhölzer können, eben wegen ihrer Saftarmuth, am Baume bleiben.

In denjenigen Theilen der Bäume und Sträucher, welche mit dickerer Rinde umgeben und dadurch geschützt sind, dauert eine schwache Circulation der Säfte zwischen Rinde und Holz fort. Dasselbe findet auch in den kleineren Knospen Statt, welche man schon im Herbst in den Achseln der später abfallenden Blätter bemerkt. Diese Knospen sind nach aussen durch schuppenartige Blättchen bedeckt, welche sehr saftarm oder sogar trockenhäutig sind, und im Frühjahre, wo das lebhaftere Wachsthum beginnt, durch das hervorsprossende Laub abgestoßen werden.

Den gleichen Schutz erfahren viele Blüthenknospen, welche schon im Herbst vorgebildet sind und sich mit dem ersten Frühling entfalten. Am deutlichsten sieht

man dies an den dicken Weidenknospen. Entfernt man von denselben im Herbst die trockene Schuppe, so sieht man schon das kleine Käpchen, welches sich mit der ersten Frühlingswärme ausdehnt und die Schuppe abstößt, wodurch es den Winter über vor dem Froste geschützt war.

Sehr häufig sind die überwinternden Knospen auch noch mit einem Flaume überzogen, der ein schlechter Wärmeleiter ist und dem noch schlummernden Zweiglein einen um so nachhaltigeren Schutz gewährt. Jedermann hat dies wohl schon an den Knospen der Apfelbäume und Platanen gesehen.

Wie verhält es sich nun aber mit dem Winterleben der zarten krautartigen Gewächse? — Bei diesen gehen freilich die über die bergende Schneedecke erhobenen Theile zu Grunde, aber gleichwohl erhält sich im Schooße der Erde das zarte Leben der Gewächse auf verschiedene Weisen.

Wir wollen nur die zwei auffallendsten Erscheinungen angeben.

Bei vielen überwinternden Kräutern bilden sich an dem unterirdischen Wurzelstocke schon im Herbst ähnliche Knospen, wie an den Zweigen der Holzpflanzen, oder es entwickeln sich sogar kleine Blattrosetten, deren innerste Blättchen selbst dann nicht von mäßigem Froste erreicht werden, wenn die Schneedecke fehlt. Letzteres ist z. B. der Fall bei unserem rothen Klee. An diesem Kraute sind alle verlängerten, blüthentragenden Stengel seitliche Gebilde, und im ganzen Lebenslaufe der Pflanze bleibt der Mitteltrieb derselben ganz niedrig. Eben dieser fast verborgene Mitteltrieb ist es, durch welchen die Pflanze den Winter überdauert, und welcher im nächsten Frühlinge wieder neue Seitensprossen treibt.

Eine zweite Art des Fortlebens vieler Kräuter während der Winterkälte findet mittelst der unterirdischen Stengeltheile, mittelst des sogenannten Wurzelstockes, Statt. Diese Wurzelstöcke sind mit schuppenartigen, oft farblosen Blättern besetzt, und diese Schuppen sind es, welche besonders im Winter vegetiren und

das Leben des Stockes erhalten. Sehr schön sieht man solche Niederblätter an dem Wurzelstocke des kriechenden Weizens, der sogenannten Queckenwurzel, und an vielen bei uns allgemein verbreiteten Arten des Labkrautes. Auch die Schuppen, welche die Keime der Zwiebeln umhüllen, sind nichts Anderes, als solche Niederblätter, und sie sind es, welche z. B. bei den Lilien während der Winterzeit das zarte Leben der Pflanzen erhalten.

Selbst die ausgestreuten Samen der Pflanzen sind auf ganz ähnliche Weise durch eine herabgestimmte Lebensfähigkeit, so wie durch die Decke der trockenen Samenhäute, oft auch noch durch die besondere Hülle des sogenannten Eiweißes vor den schädlichen Einflüssen des Winterfrostes geschützt.

Keimfähigkeit der Samen.

Jeder Naturbeobachter, ja jeder Gärtner und Landmann, weiß aus Erfahrung, daß die meisten Samen, selbst wenn sie mehrere Jahre alt sind, noch leicht keimen, daß manche sogar nach längerer Aufbewahrung dies leichter thun, als im ersten Frühjahr nach der Zeitigung am Stocke. Ja, man hat sogar durch höchst interessante Beobachtungen sich überzeugt, daß sich die Keimfähigkeit der Samen weit länger erhält, als das Leben der Pflanze, welche den Samen erzeugt.

Wir wollen einige Beispiele als Belege anführen.

Ein englischer Edelmann bemerkte im vorigen Jahrhundert in einer rauheren Gegend auf einem Acker eine Menge junger Reben. Er zog eine derselben sorgfältig auf und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die Reben zu einer Spielart gehörten, welche seines Wissens noch nie in England vorgekommen war. Man forschte nach und fand, daß jene Reben von dem Dunge des Ackers herrührten, in welchen vor etwa einem Menschenalter viele verdorbene Rosinen gekommen waren. Die Kerne der Rosinen hatten also während dieser langen Zeit trotz der Gährung des Dunges ihre Keimkraft erhalten.

Noch auffallender ist folgendes Beispiel:

Im östlichen Frankreich wurden vor einigen Jahren Gräber geöffnet, in deren jedem ein Häufchen Samen war. Die Gräber waren nach den bestimmtesten antiquarischen Merkmalen 400 bis 500 Jahre alt. Man säete die Samen und hatte die Freude, eine große Menge von Blumen, namentlich von rothen Kornblumen, daraus zu erziehen. Hier schlummerte der Pflanzenkeimling min-

destens 400 Jahre in seinem Pflanzeneiweiß und in den schützenden Samendecken.

Das wunderbarste Ereigniß in dieser Hinsicht ist unstreitig das folgende:

In den Gräbern der ägyptischen Könige hat man eine große Anzahl von wohl erhaltenen Weizenkörnern gefunden. Man säete sie aus und siehe da, auch diese keimten und trugen Frucht! Im britischen Museum werden noch jetzt solche uralte Weizenkörner neben der von einem Theile derselben gewonnenen Nachzucht aufbewahrt, und man erkennt in diesen Körnern und in den daraus gezogenen Pflanzenexemplaren die Weizenart, welche noch jetzt in Aegypten gebaut wird. Nur in Hinsicht der Farben sind die alten Körner von den jungen ein wenig verschieden, indem das Alter jene ein wenig gebleicht hat.

Es hat also der Same einer einjährigen Pflanze mindestens dritthalbtausend Jahre seine Keimkraft erhalten, und wir erkennen daraus mit Staunen, wie wunderbar die Natur für die Erhaltung ihrer Arten Fürsorge getroffen hat.

Schiffsratten.

Die Ratten sind nicht allein eine große Plage in den Häusern, sondern sie verfolgen den Menschen auch auf die Schiffe und werden den Seereisenden nicht allein dadurch beschwerlich, daß sie den vorhandenen Proviant aufzehren helfen, sondern sie bringen die Schiffe nicht selten durch das Benagen der Schiffswandungen in große Gefahr.

Diese betrübende Erfahrung hat sich in der letzten Zeit auf dem preussischen Seehandlungsschiffe „Prinzessin Louise,“ welche in den Jahren 1842 bis 1844 eine Weltumsegelung ausgeführt hat, wiederholt. Die lästigen Gäste vermehrten sich auf demselben in kurzer Zeit auf eine so auffallende Weise, daß man in beiden Beziehungen die ernstlichsten Besorgnisse haben und die vorsichtigsten Maasregeln ergreifen mußte. Da man wußte, daß das Benagen der Schiffswandungen immer eine Folge des Wassermangels dieser Thiere ist, so wurde täglich an verschiedenen Orten Wasser für sie aufgestellt; ja man fand es sogar vortheilhaft, trotz aller Zerstörungsversuche, welche man auf hoher See anwenden konnte, für diejenigen Thiere, welche man nicht erreichen konnte, Futter hinzulegen, um sie dadurch vom Benagen der Proviantkisten abzuhalten.

Gereinigt von dem Ungeziefer wurde das Schiff

erst, als dasselbe an seinem Bestimmungsort angelangt war. Nachdem es ausgeladen war, räucherete man es nämlich einige Male mit Holzkohlen und tödtete dadurch diese Reisegefährten. Bei der ersten Räucherung verloren ihrer sechshundert das Leben.

Der Hummer

(*Astacus marinus* nach Fabricius).

(Taf. 15.)

Wir haben uns bisher fast ausschließlich bei unsern Unterhaltungen über das Thierreich mit den Wirbelthieren beschäftigt und dabei meist nur vergleichungsweise hier und da der wirbellosen Thiere gedacht. Wir haben dies mit Absicht gethan, weil der Körperbau der Wirbelthiere vollkommener und deshalb weit leichter zu verstehen ist, als der der unvollkommeneren wirbellosen Geschöpfe. Diese letztgenannten wollen wir heute etwas genauer in's Auge fassen.

Aus früheren Unterhaltungen wissen wir bereits, daß der Hauptunterschied der beiden Abtheilungen darin liegt, daß die Wirbelthiere im Innern des Körpers ein gegliedertes Skelet haben, während den wirbellosen Thieren ein solches abgeht. Wenn sich bei den letzteren auch feste Theile finden, so befinden sich dieselben außen am Körper, wie wir dies z. B. bei den Krebsen, Käfern und Seeesternen wahrnehmen, und wenn in einzelnen Fällen im Innern des Körpers etwas Festes vorkommt, so ist dies doch keineswegs ein gegliedertes Skelet, sondern nur eine ungegliederte Masse. Davon überzeugt man sich leicht durch die Betrachtung des bekannten Sepienknochens, der sogenannten Ossa Sepia, welche wohl allen Zeichnern hinlänglich bekannt sein dürfte, oder auch durch Ansicht der sogenannten Krebssteine, welche sich in dem Körper vieler Krebse im Sommer vorfinden und durch Verhärtung entstehen.

Die Anzahl der wirbellosen Thiere ist weit größer, als die der Wirbelthiere. Nach einer beiläufigen Schätzung kennen wir noch nicht volle 18 Tausend Wirbelthiere, nämlich: 1200 Säugethiere, 5000 Vögel, 1200 Amphibien und 10,000 Fische. Die Anzahl der wirbellosen Thiere beträgt mehr als das Achtefache. Wir kennen nämlich ungefähr 100,000 Gliedertiere, 30,000 Weichthiere und 15,000 Strahlthiere. Dies gibt zusammen eine Summe von 145,000 wirbellosen Geschöpfen.

Der Körperbau und die Organisation dieser Geschöpfe ist bei weitem mannigfaltiger, als bei den Wir-

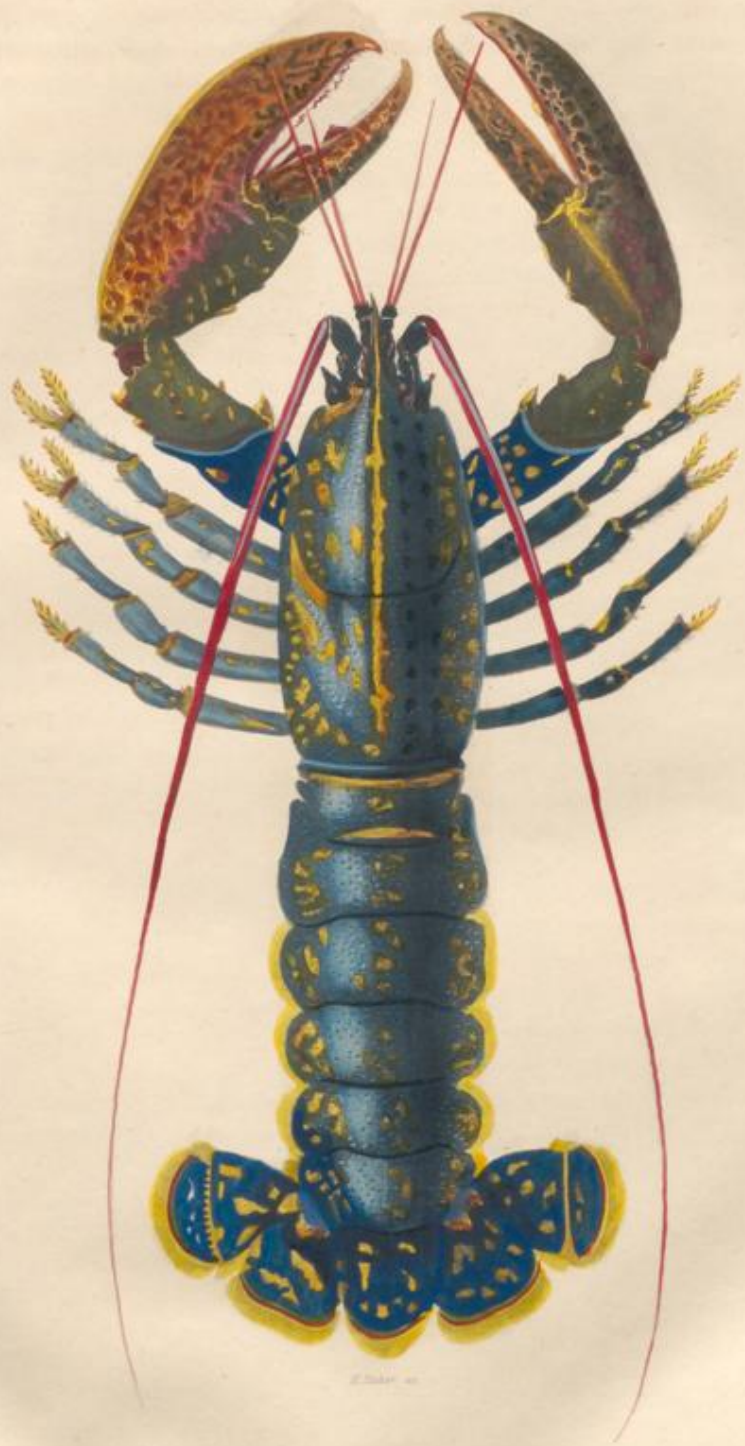
belthieren. Schon bei oberflächlicher Betrachtung fällt uns dies auf. Wie verschieden ist z. B. ein Seeestern von einer Wegschnecke oder von einer Koralle, und wie unähnlich sind diese wieder einem Schmetterling oder einem Krebse?

Die Gliedertiere, welche uns heute näher angehen, haben sämmtlich kaltes Blut und zerfallen in drei große Abtheilungen, nämlich in Krebse, Spinnen und Insekten und Ringwürmer. Die Verwandtschaft der drei ersten Gruppen wird nicht leicht bezweifelt werden; die der Ringwürmer ist noch nicht allgemein anerkannt, ist aber dessen ungeachtet nicht minder einleuchtend, wenn man sie mit dem Larvenzustande vieler Insekten vergleicht. Man darf nämlich die Thiere nicht allein nach ihrer vollendeten Ausbildung classificiren, sondern muß bei diesem schwierigen Geschäfte den ganzen Entwicklungsgang der organischen Naturkörper in's Auge fassen, weil auf den früheren Lebensstufen gar Manches deutlicher hervortritt, was sich späterhin der Beobachtung wieder entzieht. Dabei erhält man freilich Thiergruppen, welche die vollkommenen Charaktere ihrer Classe nicht erreichen, und gleichsam die Anfänge dessen sind, was erst in den höheren Gruppen zur Entwicklung kommt; aber nichts destoweniger bleibt eine solche Eintheilung naturgemäß, wenn sie auch dem Anfänger mehr Schwierigkeiten macht, als eine oberflächliche Classification.

Die vollkommeneren Gliedertiere haben wenigstens sechs gegliederte Füße. Jedes Glied besteht aus einer Röhre und enthält in dieser die Muskeln, welche zur Bewegung des folgenden Gelenkes dienen. Die einzelnen Gelenke sind durch sogenannte Knie- oder Charniergelenke mit einander verbunden und bewegen sich daher immer in einer Ebene. Nur dasjenige Glied, welches unmittelbar am Körper ansitzt, hat an demselben ein freieres Gelenk und vermittelt dadurch eine mannigfaltigere Bewegung. Bei den meisten Insekten ist der Ueberzug der Glieder hornartig, bei den meisten Krebsen ist er kalkartig; dagegen sind die Glieder der meisten Spinnen weich.

Die Gliedertiere haben Augen; aber dieselben sind von ganz anderer Beschaffenheit, als die Augen der Wirbelthiere. Namentlich enthalten sie keine Feuchtigkeit, und das Sehen muß deshalb auf eine ganz andere Weise vor sich gehen, als bei den Wirbelthieren.

Fast alle Gliedertiere haben sogenannte Fühlhörner oder gegliederte, sehr verschiedenartig gestaltete Fäden, in denen der Tastsinn zu liegen scheint. Manche Gliedertiere scheinen auch Gehör und Geruch zu haben; aber man kennt noch nicht den Sitz dieser Or-



E. Diderot sc.

Der Hummer

Carlsson del. v. Müller sc. Göttingen 1771.

Landesbibliothek
Karlsruhe

gane. Allein bei den Krebsen glaubt man ein Gehörorgan erkannt zu haben.

Der Mund der meisten Gliedertiere hat das Eigenthümliche, daß sich seine Kinnladen nicht, wie bei den Wirbelthieren von oben nach unten, sondern in horizontaler Richtung bewegen.

Wo der Geschmackssinn bei diesen Geschöpfen seinen Sitz hat, ist noch unbekannt. Zwar findet sich bei vielen ein Organ, welches man Zunge nennt, aber dasselbe ist von der Zunge der Wirbelthiere so sehr verschieden, daß darauf unmöglich ein Schluß auf die Bestimmung desselben gemacht werden kann. Ist es doch selbst bei vielen Vögeln noch höchst zweifelhaft und bei denen mit federartiger, trockener Zunge, wie bei den Pfefferfressern, sogar ganz unwahrscheinlich, daß ihre Zunge als Geschmacksorgan zu betrachten ist.

In der Abtheilung der Gliedertiere ist, wie fast allenthalben im Thierreiche, diejenige Gruppe am wenigsten zahlreich, welche die größten Arten aufzuweisen hat. Es ist dies die Gruppe der Crustentiere oder Krebse. Diese Thiere athmen durch Kiemen und haben ein einfaches Herz, welches das aus dem Körper zurückströmende Blut aufnimmt und zu den Kiemen austreibt. Von den Kiemen gelangt das gereinigte Blut in ein am Bauche befindliches Blutader- oder Venen-Netz; es vermischt sich hier mit dem aus dem Körper zurückkommenen verdorbenen Blute, gelangt mit diesem in das Herz und von da wieder zu den Kiemen. Das Herz der Krebse verhält demnach, wie das der Fische, gleichsam die Stelle der rechten Herzhälfte der Säugethiere. Unrichtig und unwissenschaftlich ist es, wenn man das Venen-Netz am Leibe der Krebse für ein zweites Herz ansehen will oder ihm sogar den Namen eines Bauchherzens gibt.

Die Kiemen der Krebse liegen zu beiden Seiten unter dem hinteren Theile des Brustpanzers, an den Fußwurzeln. Sie bestehen aus zahlreichen Bläschen, vereinigen sich in feine Blättchen, welche wieder sich zu Pyramiden verbinden. Sie haben wenigstens 5 Paar unter sich wieder verschiedenartig gestaltete Füße und meistens 4 Fühlhörner. Der Ueberzug ihres Körpers besteht in der Regel in einer kalkartigen Decke. Ihre Augen sitzen auf beweglichen Stielen. Das Nervensystem besteht in einem knotigen Marke, welches sich nach vorn mit einem kleinen Gehirne endigt.

Die Krebse legen Eier, und die Jungen schlüpfen sogleich in ihrer vollkommenen Gestalt aus, ohne eine weitere Verwandlung zu bestehen. Nur eine Häutung erfolgt jedes Jahr. Unmittelbar nach derselben ist die

äußere Bedeckung der Krebse weich, sie wird jedoch sehr bald hart.

Der Hummer (*Astacus marinus* nach Fabricius, *Homarus vulgaris* nach Edwards), welchen wir auf unserer Tafel abgebildet haben, ist eine der größten Krebsarten. Er gehört zu der Abtheilung der Krebse mit langem Schwanze. Die Füße des ersten Paares sind bei ihm, wie bei den meisten hierher gehörigen Arten, zu einer Scheere ausgebildet und hinter den regelmäßig gebildeten Füßen befindet sich noch eine Anzahl von verkümmerten, nicht zu völliger Entwicklung gekommenen Füßen. Er hat vier gestielte Fühlhörner, von denen die äußeren mindestens die Länge des ganzen Körpers erreichen, die inneren dagegen kürzer als der Körper und bis zu ihrer Basis gespalten sind. Der Stiel der Fühler besteht aus drei kurzen Gelenken, wovon das unterste mit einer am Rande stacheligen und behaarten Schuppe versehen ist. Die Fühler selbst sind fadenförmig und verdünnen sich ihrer ganzen Länge nach sehr allmählig. Sie bestehen aus sehr zahlreichen, kurzen, ringförmigen Gelenken. Sie haben zwei Paar Kinnladen, wovon die äußeren länger und an den ersten Gelenken am inneren Rande mit kleinen Stacheln und steifen Wimpern besetzt sind. Die inneren, kleineren Kinnladen sind in sechs Lappchen getheilt. Die Scheeren sind sehr groß, besonders das vordere zweiar- mige Glied derselben, welches immer mehr oder weniger höckerig oder stachelig ist. Sehr häufig ist eine der Scheeren größer als die andere. Auch das letzte Gelenk der Füße des zweiten und dritten Paares besteht aus zwei Gliedern, welche zusammen eine freilich bei weitem kleinere Scheere bilden. Die Füße des vierten und fünften Paares endigen mit einem einfachen, spitzen, meistens etwas gekrümmten Gelenke.

Das Brustschild ist gewölbt, halb walzenförmig und endigt vorn in einem Stachel. Der große Hinterleib kann sich nach unten vorwärts umbiegen und ist aus 6 Gelenken gebildet, wovon das letzte mit 5 breiten, gewimperten Schwimmlappen endigt.

Der Hummer erreicht eine Länge von einem bis zu anderthalb Fuß. Die Farbe seines Körpers ist grünblau oder braungrün, mit zerstreuten, gelblichen oder bräunlichen Punkten. Die Seiten des Hinterleibes und die Ränder der 5 Ruderschuppen am Schwanze sind gelblich, grünlichgelb oder hellbraun. Sämmtliche Fühlhörner sind roth. Im Innern seines Magens befinden sich drei Zähne zum Zermalmen der Speisen, und in der Nähe derselben die sogenannten Krebssteine, welche ehemals bei gestörter Verdauung als Arzneimittel gebraucht wurden.

Der Hummer lebt an den Küsten der Nordsee, des atlantischen Meeres und des Mittelmeeres und hält sich an felsigen oder feuchten Orten auf. Die Häutung geschieht im August; die Thiere machen zu dieser Zeit allerlei ungewöhnliche Bewegungen und sprengen dadurch zuerst das Rückenschild. Ist dies geschehen, so fahren sie fort, sich zu winden und zu drehen, und ziehen so den Körper, namentlich auch mit Hülfe der allmählig frei werdenden Füße, aus der Schale. Dies Alles geschieht in irgend einem verborgenen Schlupfwinkel, weil die Thiere unmittelbar nach der Häutung eine sehr weiche Haut haben und deshalb sehr leicht den Raubfischen oder selbst andern Hummern zur Beute werden.

Eine andere Gefahr, welche diese und andere Krebse bei der Häutung zu überstehen haben, besteht darin, daß sie zuweilen ihre Schale nicht ganz zu sprengen vermögen oder sich in dieselbe einstemmen, und so eines kläglichen Todes sterben müssen.

Schon drei Tage nach der Häutung ist die neue Schale des Hummers wieder hart und dann wagt sich das Thier wieder aus seinem Versteck und geht seinem Raube nach. Es lebt von Würmern und andern kleinen Seethieren.

Im Sommer legt das Weibchen ungefähr 2000 Eier. Dieselben hängen längere Zeit in kleinen Häufchen an den Schwanzstößen.

Verliert ein Hummer durch irgend einen Zufall eine Scheere oder einen Fuß, so wirft er auch die etwa noch übrigen Gelenke des mangelhaften Gliedes ab, und es wächst dann ein neues Glied nach. Die Scheeren der Hummer sollen sich sogar von selbst ablösen, wenn die Thiere erschrecken, und namentlich soll dies der Fall sein, wenn sie sich ausserhalb des Wassers befinden, und ein Schuß in ihrer Nähe abgefeuert wird. Deshalb sollen zuweilen Tagediebe den Krebsen, die mit einer Ladung von Hummern heimfahren, mit einem Schusse drohen, um sie dadurch zu zwingen, ihnen einen Theil ihres Fanges abzutreten.

Man fängt die Hummer mit Netzen und verkauft sie in den Seestädten als Leckerbissen für die Tafel der Reichen. Die größten sollen an der norwegischen Küste und in der Ostsee bei Gothland vorkommen. Mehrere Hunderttausende werden jährlich von dorthier auf eigens dazu ausgesandten Schiffen nach Norddeutschland, nach Holland, Belgien und Frankreich gebracht, und viele Menschen gründen auf die dadurch veranlaßten Geschäfte ihren Lebensunterhalt.

Ganz nahe verwandt ist der in unseren Bächen

und Flüssen lebende, weit kleinere gemeine Flußkreb, *Astacus fluviatilis*. Er ist bekanntlich grünlichbraun, wird durch's Kochen roth und ist für die Binnenländer ein eben so gesuchter Leckerbissen, als der Hummer für die Seestädter oder diejenigen, welche mit denselben einen raschen Verkehr unterhalten können.

Kameelkämpfe.

Es ist bekannt, daß manche Nationen, welche unter die gebildeten gerechnet werden, Vergnügen an Unterhaltungen finden, welche dem Menschen eher Mißvergnügen bereiten sollten. So haben wir bereits von den Hahnenkämpfen gesprochen, an denen sich vornehmlich der Engländer ergötzt, so wie von den Stiergefechten, woran die Spanier und Spanierinnen so großes Wohlgefallen finden, und von den Alligatorenkämpfen, welche den Indiern zur Unterhaltung dienen.

Der Türke und Aegyptier reizt sogar die friedlichen und nützlichen Kameele zu seiner Unterhaltung zum Kampfe; doch legt er diesen Thieren mindestens Maulkörbe an, damit sie sich nicht ernstlich verletzen. Dieser Kampf hat übrigens etwas sehr Eigenthümliches, und wir wollen deshalb eine kurze Notiz darüber geben.

Man bringt dabei zwei Kameele in einen eingeschlossenen Raum und heßt sie gegen einander. Die gereizten Thiere stürzen auf einander los und suchen zuerst sich einander zu beißen. Da nun dies nicht angeht, so erheben sie sich auf die Hinterfüße und kämpfen theils mit den Vorderfüßen durch Treten und Stoßen, theils suchen sie sich einander umzuwerfen. Letzteres suchen sie besonders dadurch zu erreichen, daß sie sich einander mit den Seiten des Kopfes stoßen, oder die Hälse um einander winden und dabei ihre äußersten Kräfte aufbieten.

Die Türken wetten auf den Sieg des einen oder andern Thieres, und suchen ihren Günstling durch lauten Beifall, durch Zuruf seines Namens und durch Handklatschen zu ermutigen und anzufeuern, gerade wie dies bei andern Thierkämpfen zu geschehen pflegt.

Ernstlich wird ein solcher Kampf, wenn ein oder der andere Kämpfer sich seines Maulkorbes zu entledigen weiß und dann den Gegner auf die gefährlichste Weise beißt. Es fällt dann den Wärtern außerordentlich schwer, die Thiere zu besänftigen oder zu bändigen.

Am häufigsten werden solche Kameelkämpfe in Kleinasien und Aegypten angesetzt, besonders in Smyrna, Magnesia, Aleppo und Alexandrien. Nicht selten erfreuen die Paschas und andern Vornehmen damit ihre Gäste bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten.

Ein Papagenstückchen.

Von einem Papagey eines Königs von England erzählt man ein Stückchen, welches entweder auf einem ganz außerordentlichen Zufalle beruht, oder weit mehr Intelligenz verräth, als man gewöhnlich einem Thiere zutraut.

Heinrich der Siebente, welcher in der Westminster-Abtei residirte, hatte nämlich in einem Saale, an dem die Themse vorüberfließt, einen Papagey, welcher sprechen konnte und sich sehr gerne damit unterhielt, daß er den Schiffern, welche auf dem Flusse beschäftigt waren,

allerlei Worte zurief. Eines Tages, als er unter seinem Fenster auf seiner Stange herumkletterte, glitt er aus und fiel in den Fluß hinab. Während des Hinabfallens schrie der Vogel aus vollem Halse: „Zwanzig Pfund für ein Boot! Zwanzig Pfund für ein Boot!“ Der Zuruf wirkte; denn sogleich sprang ein Schiffer in ein Boot, fuhr eilig heran und errettete den Vogel von dem Wassertode. Sogleich trug der Schiffer den Vogel zum König und nahm sich die Freiheit, sich sogleich die zwanzig Pfund Sterling als bedungene Belohnung auszubitten. Der König vermuthete einen Betrug und sagte dem Retter seines Lieblingsvogels, er wolle die Belohnung von dem Ausspruche des Geretteten abhängig sein lassen. So wurde denn dieser Schiedsrichter gefragt; aber siehe da, der Schalk, der entweder die Dankbarkeit gar nicht kennt oder doch mehr Neigung zu Späßen verspürte, als zu jener Tugend, sagte ganz trocken: „Gib dem Lumpen einen Groschen!“ König und Bootsmann mußten über das drollige Thier lachen; aber der Bootsmann hatte doch die Freude, daß der König dankbarer war, als sein Vogel.

Wasser- und Luftwohnungen in Neu-Guinea.

Wir haben in unseren Nachrichten über die Paradiesvögel gelegentlich geäußert, daß in Neu-Guinea und den benachbarten Inseln, in dem sogenannten Papuasien, die Natur gleichsam Alles aufzubieten scheine, um sowohl im Pflanzenreich als in der Thierwelt in Hinsicht auf Fülle, Leppigkeit und Pracht das Herrlichste hervorzubringen, was sie zu erzeugen vermag, daß sich aber gerade der Herr der Erde neben all diesen Herrlichkeiten noch in barbarischer Rohheit befinde. Wir können hinzufügen, daß diese Menschen selbst hinsichtlich ihres Körperbaues und ihrer Leibesstärke vielen andern Volkstämmen, und namentlich der kaukasischen Menschenrasse, bei weitem nachstehen. Wir wollen diese Menschen noch etwas näher in's Auge fassen und namentlich auch ihre Wohnung zu beschreiben suchen.

Die Papuasier, welche sich in mehrere Stämme theilen, gehören zu der malaischen Menschenrasse, welche zwischen der mongolischen, die vorzüglich Mittelasien und China bewohnt, und der äthiopischen Rasse, die

den größten Theil Afrikas bevölkert, ungefähr in der Mitte steht und vielleicht aus einer Vermischung beider Rassen entstanden ist. Sie theilen sich selbst wieder in mehrere Stämme, welche sich jedoch mehr durch ihre Lebensweise und ihren Wohnort, als durch ihren Körperbau von einander unterscheiden. Am bestimmtesten unterscheiden sich die Uferbewohner von den Gebirgsbewohnern. Beide lassen sich die Haupthaare wachsen; aber die Uferbewohner lassen es ungeordnet herabhängen, während die Bergbewohner es in mehreren Flechten herabhängen lassen. Ueberdies haben die Bergbewohner auch die Gewohnheit, sich die Scheidewand der Nase zu durchbohren und ein oft ziemlich dickes Stück Holz oder Knochen als Zierrath vor der Nase herumzutragen. Nicht allein diese beiden Stämme, sondern auch die Familien jedes einzelnen Stammes leben in großer Abgeschlossenheit und in fast beständiger Feindschaft. Die Reisenden haben alle außerordentlich argwöhnisch gefunden, und selbst wenn sie ihnen nach vielen vergeblichen